



Anton Hunger

**Der Pakt
mit dem Teufel**

Kriminalroman

KLÖPFER&MEYER

8

Am nächsten Tag war er schon früh in der Redaktion, holte sich einen Kaffee und die Zeitung. Tom erschrak, seine Gesichtsfarbe veränderte sich von einem Augenblick zum anderen, und Schweißperlen drückten sich auf seine Stirn. Der Aufmacher in der Wirtschaft, er konnte es nicht glauben: *Kreditkasse wehrt sich gegen Gerüchte / Zerbele: Geschäftsschädigend / »Wir werden uns dagegen zur Wehr setzen« / Von unserem Redaktionsmitglied Manfred Haffner.* Der Lauftext: ein verquastetes Dementi zu »Gerüchten« über eine »angebliche Schieflage« der Bank. Ergänzt mit einer Aufzählung, welche Maßnahmen die Bank zur Sicherung der Ertragslage unternommen habe. Und dass auch gelegentliche Fehlinvestitionen, »die nun einmal im Bankgeschäft unvermeidlich« seien, das Institut nicht von seinem Kurs abbringen könnten.

Tom hatte sich noch nicht wieder gefangen, als das Telefon klingelte: »Sind Sie allein? Hört Ihnen jemand zu?« Es war sein Informant, der Banker. »Ich bin allein, kann ungestört reden.«

»Also, Herr Schollemer, dafür gebe ich Ihnen doch keine brisante Information. Das ist ja wohl das Allerletzte. Die Kreditkasse Rhein-Neckar verzockt sich und Sie bieten ihr eine Bühne zur grandiosen Selbstdarstellung.« Tom mit erstickender Stimme: »Das war ich nicht.« »Aber Sie hatten die Information und dann haben Sie das Gegenteil daraus gestrickt.« »Ja, ich kann Ihnen nicht widersprechen, ich bin selbst überrascht.« »Erzählen Sie mir nichts vom Pferd, Sie haben mich reingelegt. Rufen Sie so schnell nicht wieder bei mir an.« Tom wollte heulen.

Zur Zwölf-Uhr-Konferenz war der Investigativ-Chef noch nicht da. Sollte er sich melden und der gesamten Mannschaft erklären, wie es wirklich gelaufen war, fragte sich Tom. Er müsste ja Haffner direkt angreifen. Aber seine guten Manieren erlaubten es nicht, in der Konferenz einen Kollegen zu kritisieren, der nicht da war. Nein, er schwieg. Der Aufmacher konnte ja nicht am Chefredakteur vorbei ins Blatt. Ein echter Scoop wollte ihm einfach nicht gelingen.

Tom fasste sich nach der Konferenz ein Herz, nahm seinen ganzen Mut zusammen – und ging zum Chefredakteur. Aber da musste er zunächst an dessen Sekretärin vorbei, einer Dame, die die fünfzig schon weit hinter sich hatte und die sich nicht durch übermäßige Freundlichkeit auszeichnete. Sie öffnete die Tür zum Chefbüro und avisierte Tom, der direkt hinter ihr stand und auf das Kopfnicken des Chefredakteurs rasch in sein Büro eintrat. »Da hätten Sie uns ja ein schönes Ei ins Nest gelegt, wenn der Kollege Haffner nicht aufgepasst hätte. Overbeck verortete Ihre Meldung sogar in das Reich der Phantasie.« Nein, das sei keinesfalls seiner Phantasie entsprungen, echauffierte sich Tom, er habe sich heute nochmals rückversichert und alles bestätigt bekommen. Wer denn der

tolle Informant sei, wollte Meyerhöfer wissen. »Also diese Frage aus Ihrem Munde, Sie halten den Informantenschutz doch für gewöhnlich in Ehren.« Die Quellenbasis sei zu dünn gewesen, er habe auch mit dem Verleger gesprochen, der Frieder Zerbele sehr gut kenne. So gehe es jedenfalls nicht. »Sie bringen ja den ganzen Verlag noch in Verruf, nein, Sie zerstören unsere Existenz.«

Am nächsten Tag war Tom wieder früh in der Redaktion und las die eigene Zeitung. Keine Zeile darüber, dass an den Gerüchten vielleicht doch etwas dran sein könnte, wie es in anderen Blättern zu lesen stand. Kurz vor der Zwölf-Uhr-Konferenz meldeten die Nachrichtenagenturen: *Frieder Zerbele zurückgetreten / Kreditkasse Rhein-Neckar in Schiefelage*. Das habe das Geldinstitut soeben mitgeteilt. Tom holte sich den offiziellen Presstext der Bank, »Ansprechpartner Max Diermaier, Kommunikationsdirektor, Telefon ...«, und ging runter auf die Straße.

9

Zu Hause in der geräumigen Vier-Zimmer-Altbauwohnung unweit des Marktplatzes quälte sich Tom in sein Arbeitszimmer und studierte seine Recherchen und handschriftlichen Notizen zum Fall Igor Schukow. Diese Akten ließ er absichtlich nicht in der Redaktion liegen – man wusste ja nie, ob sich nicht doch ein missgünstiger Kollege für seinen Schreibtisch interessierte. Tom las die Gesprächsprotokolle, die er nach seinem Treffen mit dem Informanten aus Georgien angefertigt hatte: Die Überweisungen an Georg Wohlfahrt seien immer am Fünfzehnten rausgegangen, jeden Monat. Der deutsche Spitzenpolitiker habe darauf bestanden, dass das Geld auf ein speziell eingerichtetes Konto seiner Kanzlei zu transferieren sei. Das, so hatte Igor Schukow erklärt, wisse er von einer Mitarbeiterin jenes ehemaligen Konzernmanagers, der hinter dem diskreten Geldfluss an Wohlfahrt stehe. Definitiv. Die Quelle sei absolut sauber. Kein Zweifel. Und die Aussage decke sich mit den Informationen, die er aus anderen Kreisen habe.

Hinter manchen Sätzen kitzelte Tom mit seinem Kugelschreiber dicke Ausrufezeichen. Er erinnerte sich an Schukows Worte beim letzten Gespräch: »Was ich weiß, gefällt manchen Leuten gar nicht.« Für gewöhnlich flüchtete er sich in sein gebrochenes Deutsch, aber diese Aussage war glasklar und eindeutig formuliert. Schukow lächelte, als er das sagte. Aber es war nicht dieses breite, laute Lachen, das aus ihm herausbrach, wenn er mal wieder einen schlüpfrigen Witz gerissen oder gestenreich seine »Unsterblichkeit« gepriesen hatte: Vollprofis wie er wüssten genau, was sie täten. Tom hatte sich da immer in der Bahnhofskneipe umgeschaut, ob andere Gäste sie schon musterten. Doch an diesem letzten Abend war Schukow für seine Verhältnisse eher ruhig, vielleicht bedrückt, jedenfalls nachdenklich: »Und diese Leute haben einen langen Arm, einen sehr langen.« Er brauchte mehr als einen Wodka, den er jedes Mal in einem Zug hinunterkippte.

Tom zog ein Blatt Papier aus seiner Schublade und teilte es mit einem Strich seines Kugelschreibers. Was sprach gegen einen Selbstmord, was dafür? Er begann zu schreiben, haarklein aufzulisten, was er wusste, und ordnete so seine Gedanken. Igor Schukow hatte er erst vor zwei Monaten kennengelernt. Nach einer Nachmittagskonferenz hatte sein Handy geklingelt, eine Nummer, die ihm nichts sagte. Am anderen Ende der Leitung eine männliche Stimme mit eindeutig osteuropäischem Akzent, die sofort zur Sache kam: »Sie sind doch an diesem Vorstand des großen Unternehmens dran, an dem, der den Politiker bedient.« Namen, so hatte er gleich hinzugefügt, solle man ja am Telefon nicht nennen. Tom wollte gerade fragen, wie er auf ihn gekommen sei, da unterbrach ihn der Fremde: »Sie sehen auf Ihrem Display meine Nummer?«, was Tom bejahte. »Überlegen Sie, ob Sie sich mit mir treffen wollen. Wenn ja, rufen Sie morgen diese Nummer an, am besten zwischen vierzehn und sechzehn Uhr.« Dann hatte er aufgelegt.

Tom war damals völlig irritiert gewesen: Woher wusste dieser Fremde von seinen Recherchen? Woher von dieser Geschichte, in die er regelrecht hineingeschlittert war? Von wegen Reporterinstinkt. Es war auf der Party von Elke Schneider gewesen, einer umtriebigen Bekannten aus der Kulturszene, die meistens etwas schräg daherkam, aber immer interessante Leute um sich zu scharen wusste. Und es war schon zu sehr vorgerückter Stunde gewesen. Toms Lebensgefährtin Jessie war bereits nach Hause gegangen, sie wohnten nur einen Straßenzug weiter. Jessie wollte die gemeinsamen Kinder nicht länger alleine lassen. Lara, die zwölfjährige Tochter, und ihr vier Jahre jüngerer Bruder Vincent hätten sich zwar melden können, falls es nötig gewesen wäre. Man wäre ja dann gleich bei ihnen gewesen. Doch Jessie wollte gehen. Er könne ja noch bleiben, wenn er das unbedingt brauche. Ihr spitzer Unterton war Tom nicht entgangen. Er blieb trotzdem, schlich mit einem Glas Whisky und aufgesetzt melancholischem Blick allein durch die gestylte, mit Originalgemälden und Kunstgegenständen üppig ausgestattete Wohnung, musterte die Partygesellschaft, machte sich einen Spaß daraus, die vermeintlich wichtigen Leute von den vermeintlich unwichtigen zu unterscheiden, als er das Gespräch zwischen zwei eher unauffälligen Männern mittleren Alters aufschnappte, die am Kopfende eines großen Tisches saßen. Nicht flüsternd, eher so, dass man das Gespräch noch drei Schritte entfernt gut verstehen konnte. Den einen kannte er von diversen Festivitäten bei Elke Schneider, es war ihr Schwager Robert, er arbeitete bei der Polizei. Wenn Tom sich richtig erinnerte, war er beim Landeskriminalamt.

»Das riecht doch ganz gehörig nach Korruption«, hatte Robert zu seinem Gegenüber gesagt. »Das riecht nicht nur nach Bestechung, das ist Bestechung«, antwortete der Unbekannte. »Und ausgerechnet Georg Wohlfahrt«, hörte Tom ihn sagen. Und dann mit bissiger Ironie in der Stimme: »Georg Wohlfahrt, der angeblich ehrlichste Mensch unter den Politikern, der letzte Saubermann.« Robert hatte genickt, sein Weinglas in die Hand genommen und mit schwerem Zungenschlag sinniert: »Das ist der blödeste Fall, den wir jemals hatten. Die Politik reißt uns den Arsch auf, wenn wir da tiefer bohren.«

Toms Ohren glühten. Er stellte sich in die Nähe der beiden Partygäste, wahrte aber ausreichend Abstand, um nicht aufzufallen. Es schien die beiden nicht zu irritieren. Entweder waren sie so in ihren Fall vertieft, dass sie ihre Umgebung nicht mehr wahrnahmen. Oder sie fühlten sich einfach sicher auf der Party, auf der sonst nur vergeistigte Künstler und solche, die es sein wollten, sich über die jüngste Auktion von Giacometti-Figuren ereiferten. Vielleicht hatte auch der Alkohol sie in eine Nebelwand gehüllt. Auf jeden Fall erfuhr Tom von unglaublichen Dingen, die ihn seither nicht mehr losließen, keinen Tag mehr, nicht mal mehr an freien Tagen.

Aber der Reihe nach: Das Landeskriminalamt ermittelte also gegen mutmaßliche Mitglieder einer georgischen Mafia-Bande wegen Waffenhandels und Geldwäsche. Es gab Hausdurchsuchungen, darunter bei einer Frau aus Georgien, die im Verdacht stand, die Hauptbeschuldigten unterstützt zu haben. Die Razzia fand nicht nur in ihrer Wohnung, sondern auch an ihrem Arbeitsplatz statt. Als die Ermittler dort ankamen, staunten sie nicht schlecht: Diese Frau arbeitete als Sekretärin für Manfred Schober, den langjährigen Finanzvorstand des Voluta-Konzerns, der inzwischen Lobbyarbeit für die deutsche Wirtschaft in rechtsstaatlich nicht ganz lupenreinen Ländern betrieb, vorzugsweise der

arabischen Welt, bei asiatischen Potentaten und osteuropäischen Emporkömmlingen. Die Ermittler nahmen einen Laptop mit im Glauben, es sei der Laptop der Sekretärin. Doch die IT-Experten des Landeskriminalamtes wurden schnell eines Besseren belehrt: Es war, wenn Tom die beiden Plauderer richtig verstanden hatte, der Laptop von Manfred Schober. Und darauf fanden sich offenbar Hinweise, vermutlich sogar Belege dafür, dass der Lobbyist dem Spitzenpolitiker Georg Wohlfahrt monatlich Geld überweisen ließ – Geld, das von einer Wiener Rechtsanwaltskanzlei stammte. Korruption also in der obersten Liga. Ein Skandal. Mehr als das. Nach seinem Lauschangriff auf der Party war sich Tom sicher: Eine Staatsaffäre. Und er würde sie aufklären.

Doch jetzt war sein wichtigster Informant tot. Tom starrte auf das Blatt. »Das war kein Selbstmord«, sagte er zu sich und haute mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt, das war nie und nimmer ein ...«

Es klopfte an der Tür. »Papa, Mama hat gesagt, du musst mir helfen.« Lara stand in der Tür, ein Buch in der Hand. Tom legte das Blatt und die Unterlagen zur Seite und fragte leicht genervt: »Worum geht es?« Lara verdrehte die Augen. »Deutsch. Ich muss bis morgen etwas zu diesem Gedicht schreiben.« Sie schlug das Buch auf und blätterte, bis sie die fraglichen Strophen gefunden hatte und sie ihrem Vater mit panischem Gesichtsausdruck zeigte. »Ich verstehe da nichts, gar nichts.« Tom schüttelte den Kopf und bemerkte: »Und damit beschäftigst du dich erst jetzt, heute Abend?« Lara protestierte: »Du warst ja den ganzen Tag nicht da. Und jetzt arbeitest du immer noch.« Tom wollte gerade dazu anheben, die Bedeutung seines Berufes im Allgemeinen und dessen Rolle als Existenzsicherung für die Familie im Konkreten schulmeisterhaft herauszuarbeiten, als Jessie mit gespreizten Armen den Türrahmen ausfüllte: »Tom, vielleicht schaffst du es heute Abend einmal – ausnahmsweise – mit uns am Tisch zu sitzen und auch deiner Tochter – ausnahmsweise – einmal zu helfen.« Der Unterton war nicht spitz. Nein, dieser Unterton hatte Schärfe. Eine ihm längst bekannte Schärfe.